

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Ernst Helmut Segschneider: Zur mündlichen Überlieferung der Sage. in
Südoldenburg

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Zur mündlichen Überlieferung der Sage

in Süldoldenburg

VON ERNST HELMUT SEGSCHEIDER

Zur Einführung. Man braucht kein sogenannter Kulturpessimist zu sein, um der Einsicht nachzugeben, daß im Verlauf der letzten hundert Jahre in den gesellschaftlichen Daseinsformen — zumindest Westeuropas — ein Wandel eingetreten ist, der wie nie zuvor zum völligen Zusammenbruch ganzer Traditionsbereiche geführt hat, daß im Gegensatz zu früheren sozialen Veränderungen nun auch die ländliche Bevölkerung ganz beteiligt war bzw. wurde und so z. B. die wissenschaftliche Volkskunde, um die Folgen einmal aus diesem Winkel anzuvisieren, große Teile eines Forschungsterrains für immer verloren hat, dem sie noch vor relativ kurzer Zeit ihr ungeteiltes Interesse widmete.

Unter den traditionellen Forschungsgegenständen der Volkskunde ist es u. a. die mündliche Erzählüberlieferung, die fast überall im Lande ihre rückläufige Entwicklung sehr rasch bis hin zur ‚Schwundstufe‘ durcheilte. Eine Einschränkung wurde aber bereits angedeutet: Es gibt in Westdeutschland auch heute noch Regionen, in denen wenigstens ein Teil der traditionellen Formen mündlichen Erzählens nach wie vor weiterexistiert. Süldoldenburg gehört zu diesen ‚Reliktgebieten‘ (ein Begriff, der nicht negativ zu verstehen ist; der Terminus ‚Erhaltungsgebiet‘ wird neuerdings häufiger synonym verwendet). Natürlich hat sich auch hier im südlichen Teil Oldenburgs die rückläufige Tendenz längst ausgewirkt. Die Überlieferungsträger sind rar und ihr ‚Gepäck‘ ist im ganzen doch recht leicht geworden. Aber diese letzten Kostbarkeiten verdienen unsere ganze Aufmerksamkeit. Unter den Erzählungen, die ich im Jahre 1971 im Raum Cloppenburg sammelte, nimmt die Sage mit rund zwei Dutzend Aufnahmen den Raum fast ganz für sich ein. Das Märchen fehlte ganz, der Schwank war nur mit einer Aufzeichnung vertreten. Diese Verhältnisse können trügen, da die Zahl der Aufnahmen für exaktere Angaben noch bei weitem zu gering ist. Aber an einer deutlichen Vorrangstellung der Sage würde sich ohnehin mit Sicherheit nichts ändern. Das hat seinen Grund in den charakteristischen Merkmalen dieser Erzählformen selbst. Die Sage, z. B. von einer meiner Erzählerinnen als „wahre Geschichte“ und auch sonst allgemein von den Gewährsleuten nie als ‚Sage‘ sondern meist als ‚Geschichte‘ oder mundartlich ‚Dönken‘ bezeichnet, wird von den Erzählern und ihrem Zuhörerkreis geglaubt. Tatsächlich hat sie in der Regel einen realen Ausgangspunkt: ein historisches Ereignis oder eine historische Persönlichkeit, ein außergewöhnliches Erlebnis, eine Naturerscheinung und anderes mehr. Hierin unterscheidet sich die Sage grundsätzlich vom Märchen, das den Anspruch, für wahr gehalten zu werden, nicht erhebt. Die Sage wird in gewissen Abständen, z. B. sicherlich oft nach ihrer Übertragung auf eine jüngere Generation, aktualisiert, d. h. inzwischen eingetretenen Umweltveränderungen angepaßt, ohne daß ihr Kern davon berührt würde — weil sie ja eine „wahre Geschichte“ sein soll. Das Märchen, schon mit der Eingangsformel



„Es war einmal . . .“ von der Gegenwart abgerückt, grenzt sich durch ein im Vergleich freieres Verhältnis zu Zeit und Ort, ratio und realitas von der Sage ab. Es unterliegt nicht dem Zwang der Aktualisierung, sondern neigt eher zum Gegenteil. Es fehlt ihm also jene ‚programmierte Bereitschaft‘ zur Anpassung. Dieser in der Eigenart des Märchens selbst begründete Faktor hat im Zusammenwirken mit einer ganzen Reihe sehr konkreter Zeiterscheinungen — auf Platz eins steht die totalitäre Wirksamkeit der modernen Massenmedien — zum ersatzlosen Verlust des mündlich tradierten Märchens geführt. Im Bereich der literalen Überlieferung wurden zahlreiche mehr oder weniger verwandte Formen neu ausgebildet bis hin zum anspruchslosesten comic strip. Der Sage ist dieser zweite Weg im allgemeinen versperrt. Sie lebt von der mündlichen Weitergabe.



Fast anderthalb Jahre lang gehörte Frau P.¹ zu meinen nächsten Nachbarn, als ich noch im Stadtrandbezirk von Cloppenburg wohnte. In einer der nicht seltenen nachbarlichen Plauderstunden erzählte sie mir unaufgefordert eine Sage, die in ihrer Heimat, dem Saterland, lokalisiert war. Es folgten dann noch am selben Abend auf meine Bitte hin ein oder zwei weitere Erzählungen. Bei späteren Gelegenheiten versuchte ich wiederholt, noch mehr von meiner Nachbarin zu hören, aber es endete stets mit Hinweisen auf ‚bessere‘ Erzähler. Ein erneuter Anlauf war erst vor kurzem erfolgreich. Ich war inzwischen innerhalb der Stadt umgezogen und hatte seitdem mit meiner bisherigen Nachbarschaft keinerlei Kontakte mehr. Damit hatte ich offenbar die besten Voraussetzungen erfüllt, um das Vertrauen meiner früheren Nachbarin zu gewinnen. Innerhalb von etwas mehr als einer Woche konnte ich zwanzig Sagen, zum Teil auch schwankhafte Erzählungen, aufzeichnen. Das Verhältnis der Erzählerin zu dem, was sie als wirklich oder angeblich geschehen berichtet, ist zwiespältig. Ihre mehrmals und sehr entschieden vorgetragene Grundsatzklärung, daß sie ‚nicht an alles‘ glaube, steht in einem bemerkenswerten Widerspruch zu stereotypen Beteuerungs- und Bestätigungsformeln, die fast jede Sage rahmen. Die Erzählerin kommt der Wahrheit wohl am nächsten, wenn sie von sich selbst sagt, daß sie ‚so halb und halb‘ daran glaube; offenbar wird damit aber auch der Versuch unternommen, sich vor ‚Fehleinschätzungen‘ des Zuhörers abzusichern. Und so wird die Neigung, dem Gehäuse, in dem sich noch viel wunderliches Leben tummelt, eine möglichst nüchtern-rationale Fassade vorzublenzen, in den meisten Erzählungen spürbar.

Im Extremfall gibt sich die Erzählung den Anschein eines wissenschaftlichen Berichts.

Das Hochmoor (im Hümmling) ist von unzähligen Wasseradern und Kanälen durchzogen. Diese Kanäle sind nicht von der Natur aus im Moor, sondern entstehen durch Blitzeinschläge bei schweren Gewittern. Die Gewitter halten sich überhaupt furchtbar lange über dem Moore, weil das Moor die Feuchtigkeit festhält. Es ist nur die oberste Schicht, die austrocknet. Wenn jetzt im Sommer ein sehr heißer Tag gewesen ist, steigt das Wasser als Nebel aus diesen Kanälen auf. Die Nebelschwaden ziehen sich auch über diesen Adern hin. Ich glaube, das ist die positive Elektrode, was dann diese Gnome — so nennt der

Volksmund die Irrlichter — tanzen läßt. Man kann dann sehr genau beobachten, wie diese Irrlichter von einer Wasserader zur anderen tanzen.

Eine Grenze zwischen dem objektiv Wahrnehmbaren und subjektiv Wahrgenommenen existiert hier nicht. Bei einer früheren Wiedergabe dieser Sage war außerdem noch von Ebbe und Flut, den Mondphasen und vom Nordlicht die Rede. Aber dieses ganze Aufgebot umständlicher Erklärungsversuche hindert nicht daran, Lichtreflexe als ‚Gnome‘ übers Moor tanzen zu lassen und den Bericht rückwirkend zur Einheit zusammenfassend auf sie zu lenken.

Alle aufgenommenen Sagen zeigen stilistisch weitgetriebene Sachlichkeit, eine nüchterne und schmucklose Sprache, die typischen Merkmale dieser Erzählgattung. Zitate werden in direkter Rede vorgetragen, die indirekte Rede fehlt ganz. Austauschbare Szenen gleichen sich fast wörtlich in ihrer sprachlichen Wiedergabe. Der Satzbau ist einfach, reihend, die Erzählung im Gesamtgefüge folgerichtig.

Die Themen verraten die Herkunft der Erzählerin. Schon bei Strackerjan nehmen die Sagen aus dem Saterland breiten Raum ein. Diese an Moor- und Heideflächen reiche Landschaft hat bis zur Gegenwart ihren insularen Charakter nicht aufgegeben. Die von Frau P. erzählten Sagen gehören immer noch einer ländlich bestimmten Umwelt an, ein Fahrrad oder ein modernes Pumpwerk ändert an diesem Eindruck nichts. Hexen- und Teufelsgeschichten stehen an erster Stelle. Von spukhaften Tieren und Wiedergängern wird erzählt. Zwei historische Sagen berichten von den ‚Mansfelder Horden‘ bzw. aus der Schwedenzeit. Aber der Faden ihrer Handlung wird nach Art einer Fortsetzungsgeschichte bis zur ‚Nazizeit‘ oder im anderen Fall bis in unsere Tage weitergesponnen. Die Aktualisierung ist charakteristisch für den größten Teil dieser Erzählungen und der beste Beweis für die Lebendigkeit ihrer Überlieferung. Ein Beispiel dafür ist die Sage vom ‚Krätseldobben‘²:

Versunkener Schatz.

Der Krätseldobben ist ein morastiges, mit Wasser gefülltes Loch und liegt in der Nähe des Maiglöckchenwaldes. Und damit hat es folgendes auf sich. Das war im Dreißigjährigen Krieg. Da fielen die Mansfelder, etwa zweihundert Mann, ins Saterland ein, von Ostfriesland kommend, und raubten und plünderten alles, was nicht niet- und nagelfest war. Jetzt kamen sie in den Ort Scharrel und nahmen die einzige Glocke, die im Turm hing, mit. Darüber waren die Bauern derart erbost, daß sich alle Männer zusammenfanden und mit Dreschflegeln und **Harken** bewaffnet die Mansfelder bald einholten. Diese stellten sich zum Kampf, und es blieben Tote und Verwundete zurück. Die Bauern konnten die Glocke wieder an sich bringen, und die Mansfelder ergriffen die Flucht.

Weil aber die Horden schon öfter durch das Land gezogen waren, vermuteten die Scharreler, daß die Mansfelder wohl mit einer größeren Zahl Krieger wiederkommen würden, um alles zu erbeuten. Darum sammelten sie alles Gold und Geld — das war ja damals Silbergeld — und gaben es in die Glocke hinein und versenkten sie im Krätseldobben. Und darauf wälzten sie einen großen Stein, um feststellen zu können, wo die Glocke im Dobben sich befand. Die Mansfelder kamen ja dann zurück und fanden nichts mehr und haben aus Wut alles verwüstet. Aber die Scharreler hatten ja ihr Gold und ihre Glocke gerettet.

Als nach Jahren der Friede wieder ins Land zog, wollten die Scharreler ihre Glocke mit dem Schatz wieder heben. Weil der Boden sehr morastig war, war die Glocke schon recht tief versackt, so daß die Scharreler große Mühe hatten, den Stein zu heben. Während die Männer bei der Arbeit waren, kriegten sich schon die Frauen in die Haare, wessen Eigentum die einzelnen Teile des Schatzes wären. Es war eine Frau darunter, die behauptete, auch einen großen Wert da mit hineingegeben zu haben, während andere sagten: „Soviel hattest du ja gar nicht!“ Diese Frau war als Hexe bekannt. Und weil sie glaubte, ihr Ziel nicht erreichen zu können, hat sie den Ausspruch getan: „Die Glocke soll nie wieder ans Tageslicht kommen. Wenn ich mein Recht nicht bekomme, sollt ihr auch nichts haben!“ Daraufhin ballten sich die Wolken zusammen, und in kürzester Zeit entlud sich ein schweres Gewitter, und der Krätseldobben war bis an den Rand mit Wasser gefüllt, so daß die tagelange Arbeit umsonst war.

Im Laufe der Zeit, auch noch nach der Jahrhundertwende, wurde wieder versucht, mit moderneren Geräten das Wasser auszupumpen und die Glocke zu heben. Das war nämlich die Firma Brinkmann. Die verfügte über moderne Pumpwerke. Das war um das Jahr 1935, damals zur Nazizeit. Bei dem Versuch, die Glocke zu heben, hatten die Nazis die Leute von dem Krätseldobben zurückgehalten, damit sich die Leute nicht schon im voraus um den Schatz stritten. Aber die haben es auch nicht geschafft. Die Bagger hatten den Stein schon in ihren Greifern. Aber es kam wieder ein Unwetter, und alles, sogar die Bagger, versackte in dem Morast. Erst nach Monaten, als der Dobben einigermaßen ausgetrocknet war, konnten sie die Bagger wenigstens wieder rausholen. Und so wird die Glocke wohl nicht mehr gehoben werden.

Diese Sage ist auch von Strackerjan in Scharrel aufgezeichnet worden³. Er bringt zunächst ein Motiv, das bei Frau P. fehlt. „Das Wasser soll unergründlich sein, und in ihm wohnt der Teufel, der einen Schatz bewacht, der alle sieben Jahre nach oben kommt.“ Übereinstimmend wird dann vom Überfall der Mansfelder berichtet. Auch hier wird die Glocke mit einem Stein abgedeckt. Dann heißt es weiter:

Hernach, als die Mansfelder aus der Gegend fort waren, wollten sie denn auch die Glocke mit dem Gelde wieder heraus holen, aber was war geschehen? Die Glocke mit dem Gelde und dem Steine war so tief in den weichen Grund hingesunken, daß wohl haushoch Wasser darüber stand. Es war unmöglich, die Glocke wieder herauf zu holen, und so soll sie mit Geld und Stein noch heute darin stecken. Vor etwa siebzig Jahren kam es einigen aus Scharrel in den Sinn, den Dobben loszuschöpfen, und sie brachten es auch so weit, daß sie den großen Stein, unter welchem die Glocke liegen soll, zu sehen bekamen, und einige haben sogar auf dem Stein gestanden. Nun ging es an ein Lärmen, daß die Leute im Dorf es hörten; sie rannten alle herzu und wollten mit zu dem Gelde gehören. Das wollten die ersten nicht zugeben, und es wäre beinahe eine Schlägerei entstanden, und der Quell im Dobben warf sich so stark auf, daß sie das Wasser nicht länger zwingen konnten, sie mußten es notgedrungen zugeben und ließen liegen, was da lag. Und so liegt es noch, der Dobben ist wieder voll Wasser und ans Losschöpfen wird nicht mehr gedacht.

Im Vergleich zeigt sich, daß die Variante unserer Erzählerin, mehr als hundert Jahre nach der vermutlich letzten Aufzeichnung dieser Sage⁴, nichts eingebüßt hat. Das vielleicht vergessene, zum übrigen Teil der Erzählung aber auch kaum passende Motiv vom Teufel, der einen alle sieben Jahre nach oben kommenden Schatz bewacht, wird durch den Auftritt einer ‚als Hexe bekannten Frau‘ ersetzt. Ohne ihren Fluch wäre der zweite Teil

der Sage unverständlich. Der 1971 aufgezeichnete Text ist gegenüber dem 125 Jahre älteren inhaltlich besser durchdacht, sprachlich unmittelbarer und vom Schullesebuchdeutsch Strackerjans weit entfernt, zeitlich, mit dem letzten Bergungsversuch, dem Erzähler um mehr als dreißig Jahre nähergerückt.



Schwarze Kunst. In zwei Sagen geht es um die Schwarze Kunst, genauer um das Sechste und Siebte Buch Mosis. Die vorliegende Fassung beider Erzählungen ist um die Zeit kurz nach 1900 anzusetzen⁵.

Wissen Sie, warum der ‚Deibelfuß‘ hieß? Der hat sich als kleiner Junge Nägel in die Holzschuhe geschlagen, und zwar von unten nach oben. Da die Nägel rauskamen, hat er sich auf die Außenseiten der Holzschuhe gestellt. So verkrüppelten langsam die Füße, und er hieß im ganzen Dorf der Deibelfuß.

Dieser Deibelfuß hatte das Sechste und Siebte Buch Mosis. Das Sechste und Siebte Buch Mosis hatten viele, dieser jedenfalls hatte das. Und er war am Sonntag in die Kirche gegangen und hatte ein ungutes Gefühl. Während der halben Messe ist er rausgegangen, und als er nach Hause kam, war die Diele voller schwarzer Krähen. In Wirklichkeit war das aber der Teufel. Er ahnte sofort nichts Gutes, und sein kleiner Sohn war fleißig in diesem Buch am Lesen. Zuerst mußte er nun aber diese Krähen, die den Eingang zur Küche, wo der Junge saß, versperrten, beschäftigen, und weil es nun gerade Erntezeit war, hatte er gedroschenes Korn auf der Diele stehen. Was nun machen? Jetzt hat er einen Sack Hafer und einen Sack Roggen auf einen Haufen geschüttet, und in nullkommanix hatten die Krähen das Korn wieder aufgeteilt. Und dann haben sich die Krähen wieder ganz furchtbar gezankt, und er mußte wieder neue Arbeit schaffen. In seiner Angst hat er Milch und Wasser durcheinandergesossen. Das konnten die Krähen nicht teilen, und in der Zeit, wo sich die Krähen um Milch und Wasser gezankt haben, hat der Bauer die Zeit gefunden, um den gelesenen Artikel von dem Jungen rückwärts zu lesen. Und dann sind die Krähen verschwunden, als es mit der Leserei zuende war. — Das ist eine wahre Geschichte vom Sechsten und Siebten Buch Mosis.

Diese Sage muß weit verbreitet gewesen sein. Allein zehn Fassungen konnte Henssen im Münsterland aufzeichnen. Eine von ihm veröffentlichte, im Raum Coesfeld-Haltern aufgezeichnete Variante⁶ stimmt mit dem saterländischen Text bis in Einzelheiten überein. Abweichend wird jedoch das Sechste und Siebte Buch Mosis als ‚son klein Böksken‘ bezeichnet, und die Geschichte endet damit, daß die ‚Düwels‘ abzogen, als sie es nicht fertigbrachten, die Milch vom Wasser zu trennen. Weshalb die Teufel beschäftigt werden mußten, wird nicht gesagt. Damit bleibt der Text ein Fragment. In der zweiten Auflage der Sammlung Strackerjans ist eine weitere Variante derselben Sage abgedruckt. Sie wird kurz nach 1900 aufgenommen worden sein. Ort des Geschehens ist Emstek bei Cloppenburg⁷.

Bei P. in Emstek ist ein Onkel im Hause gewesen, der ein schlechtes Buch gehabt hat. An einem Sonntage ist der Onkel zur Kirche gegangen. Ein Mädchen, das noch nie die Schule besuchte, findet das Buch und fängt an, darin zu lesen. Auf einmal ist das ganze Haus voll von Krähen. Die Bewohner wollen dieselben verscheuchen, es ist ihnen nicht möglich. Sie laufen zur Kirche und holen den Onkel. Dieser kommt eilends herbei, füttert die Krähen und liest das wieder rückwärts, was das Mädchen vorwärts gelesen hat. Die Krähen verschwinden nach und nach, und als er zuende ist, sind auch die schwarzen Vögel (Teufel) verschwunden.

Das Füttern der Krähen, die durch das Lesen in einem ‚schlechten Buch‘ zitiert werden, ist ein jüngerer, nicht recht überzeugendes Ersatzmotiv. Dieser und der im westlichen Münsterland aufgezeichnete Text erreichen weder die Geschlossenheit noch die Detailtreue der saterländischen Sage.

Um das Sechste und Siebte Buch Mosis geht es auch in der Sage vom Spuk im Quatmannshof, der in den Jahren 1803—1805 vom Bauern Georgius Quatmann in Elsten bei Cloppenburg erbaut und vor rund vierzig Jahren als erster Hof ins Cloppenburger Freilichtmuseum versetzt wurde. An einem der letzten Kriegstage, am Freitag, dem 13. April 1945, brannte er bis auf die Grundmauern ab. An seiner Stelle steht seit 1961 der neue, nach altem Vorbild wiedererrichtete Hof.

Das war, als der Quatmannshof noch in Elsten stand. Und auf diesem Hof war ein junges Mädchen beschäftigt. Nun traf es sich, daß sie eines Sonntags dienstfrei hatte und zu ihren Eltern nach Hause ging. Bei dieser Gelegenheit sagte ihr Vater zu ihr: „Sag deinem Bauern, daß er dir mehr Lohn geben soll.“ Am nächsten Tag sagte sie es dem Bauern auch, doch der antwortete ihr: „Für Geld kann man den Teufel tanzen sehen“, und hat ihr nicht mehr gegeben.

Als das Mädchen bei der nächsten Gelegenheit ihren Eltern dieses wortgetreu erzählte, gab ihr Vater ihr ein Buch mit — das war das Sechste und Siebte Buch Mosis — zeigte ihr eine bestimmte Stelle und sagte: „Das mußt du noch heute abend lesen!“ Und so tat sie es ahnungslos noch am selben Abend. Kaum hatte sich auf dem Bauernhof alles zur Ruhe begeben, als auf unerklärliche Weise die Türen aufsprangen und Tische und Stühle zu tanzen angingen und das Spaltholz von den Hillen herunterfiel.

Nach diesem nächtlichen Spuk ging der Bauer am anderen Tag zum Pfarrer, weil er sich sonst keinen Rat wußte. Und der Pfarrer sagte: „Da muß ich ja wohl herkommen.“ Als am nächsten Abend der Spuk wieder losging, war auch der Pfarrer da, aber er wurde von einer fremden Macht zu Boden geschmissen, und der Bauer mit seiner Familie sah auch wohl, daß er mit irgendetwas rang, aber sie konnten es ja nicht sehen. Der Pfarrer konnte nur noch hervorstoßen: „Betet!“, denn er war ja fix und fertig. Daraufhin fiel der Bauer mit seiner Familie auf die Knie und betete den Rosenkranz. Nach einer Weile konnte sich der Pfarrer erheben, und er sagte: „Aber gesiegt haben wir noch nicht“, denn sie hörten aus dem Kamin ein teuflisches Gelächter.

Kaum war das alles vorbei, da erschien auch schon der Vater der Magd, der einen zweistündigen Fußweg hinter sich hatte. Er hatte das alles genau geahnt. Dann sagte er zu seiner Tochter: „Her mit dem Buch, daß ich es zurückerlese. Hast du dort gelesen, wo ich es dir gesagt habe?“ Das Mädchen bejahte, und der Vater las in Eile die Sätze zurück, womit seine Tochter ahnungslos den Teufel gerufen hatte. Mit Donnergetöse fuhr der Teufel zum Kamin hinaus. Dann sagte der Vater des Mädchens zum Bauern: „Du wolltest für Geld den Teufel tanzen sehen, jetzt hast du es umsonst gehabt. Das Geld gibst du lieber meiner Tochter, sonst passiert noch mehr!“ Der Bauer versprach es, und der Mann nahm seine Tochter vorerst mit nach Hause. Weil diese aber ahnungslos den Teufel herbeigerufen hatte, wurde sie krank und hat den Schock nicht überwunden. Nach einiger Zeit starb sie dann. Das ist um 1900 gewesen.

Daß ich auch die Schlußbemerkungen mitschrieb, wurde zu spät entdeckt:

Ich bin ja nun nicht abergläubisch, aber als ich damals in den Quatmannshof reinkam, dachte ich: „Hoffentlich passiert jetzt auch mal was!“ Aber es kam nichts. Das liegt wohl daran, daß dieser Hof nach dem Krieg neu erbaut wurde und der alte, in dem der Spuk war, abgebrannt war. Ich glaube so halb und

halb daran, denn das Sechste und Siebte Buch Mosis ist wirklich ein Zauberbuch. Ich kann Ihnen nur eins sagen: „Wenn Sie das Buch hätten, könnten Sie das alles auch damit machen!“



Selbstmörder. Eine andere, sehr ausgedehnte Spukgeschichte wird von einem Haus in Sedelsberg bei Friesoythe erzählt, das heute noch steht und von Klosterschwestern bewohnt wird.

Es war hier in Sedelsberg, in meiner Heimat, während der Nazizeit. Ein junger Pfarrer hatte einmal in der Woche einen Gruppenabend mit der Sturmchar, damals so genannt. Und ein junger Student nahm auch in den Semesterferien an diesen Abenden teil. Auf jeden Fall, wenn der Pfarrer abends nach Hause ging, waren die Jungs noch länger unter sich. So kam es, daß die Studenten Willi und Heini Meyer spätabends an des Pfarrers Wohnung vorbeiging. Dabei sahen sie jedesmal im Dachgeschoß ein Licht brennen, worauf sie dann auch den Pfarrer ansprachen. Der Pfarrer aber wußte nichts von dem Licht und konnte es sich auch nicht erklären, weil da oben kein elektrisches Licht gelegt war.

Dann traf es sich, daß die Haushälterin bemerkte, daß ein Zimmer im Hause jeden Morgen mit Mäusekot bestreut war, obschon sie nirgendwo Mäuse spürte. Der Pfarrer bekam aber schon Verdacht und schüttete ein Häufchen Nägel in das Zimmer, was er am nächsten Morgen wieder ausgestreut fand. Noch immer wollte der Pfarrer nicht an den Spuk glauben, bis er selber feststellen mußte, daß er in der Toilette eingeschlossen wurde. Dieses wiederholte sich achtmal.

Der Pfarrer hatte sich inzwischen eine Menge neuer Schlüssel besorgt, doch wenn er die Toilette benutzte, war ihm der Schlüssel jedesmal abhanden gekommen. Das Licht auf dem Dachboden hatte er inzwischen selber gesehen. Dann hat er gesagt: „Ich muß da irgendwas unternehmen, denn ein unbekanntes Wesen treibt sich da im Haus herum, was ich nicht kenne.“ Und er legte am nächsten Abend zwei Häufchen Roggenkörner in das Zimmer. In eins von den beiden gab er ein geweihtes Stück Brot — ich nehme an, daß es eine Hostie war. Dieses lag am nächsten Morgen genauso da wie vorher, während das andere wieder auseinandergetragen war.

Daraufhin ging er zum Pfarrer der Nachbargemeinde und hat ihn um seinen Beistand gebeten. Dieser sagte auch zu und nahm noch einen jungen Geistlichen aus der nächsten Gemeinde mit sich. Als jetzt die drei Geistlichen oben auf dem Dachboden anfangen, das Haus auszusegnen, geschah vorerst nichts. Durch alle Räume ging die Tour glatt. Bis sie in den Keller kamen. Und diese Tür ließ sich nur mit aller Gewalt öffnen. Der junge Geistliche, der als erster in den Keller kam, fiel lang auf den Rücken, während die beiden anderen Pfarrer den Keller aussegneten. Da gab es einen riesigen Knall, der das ganze Haus erschütterte. Der junge Geistliche konnte sich nur mit Mühe erheben und schien mit jemandem zu ringen. Dabei stieß er die Worte hervor: „Betet!“ Nach einer kurzen Weile ließ die fremde Macht von ihm ab und er konnte sich erheben. Jetzt wußten die drei Geistlichen, daß sie gesiegt hatten, und in einer Ecke fanden sie die acht Schlüssel, die dem Pfarrer abhanden gekommen waren. Seit der Zeit war Ruhe und Frieden eingekehrt. Das Haus wird heute noch von Klosterschwestern bewohnt. Aus der Chronik haben die Pfarrer dann erforscht, daß das Haus von einem Freiherrn gebaut worden war, der oben im Dachgeschoß Selbstmord begangen hatte.

Mit diesem letzten Satz finden die geheimnisvollen Vorgänge in diesem Haus eine Erklärung. Das schwankhafte Motiv von den abgezogenen und versteckten Toilettenschlüsseln hat sich wohl nachträglich in die Sage eingeschlichen.



Hexen. Die meisten der von Frau P. erzählten Sagen werden von ihr in die Zeit nach 1930 datiert. Die Hauptakteure leben in einigen Fällen heute noch, darunter auch Hexen.

Das war ein Kind von sechs Jahren in unserer Nachbarschaft. Dieses Kind war das siebente Kind der Leute und als jüngstes auch Liebling aller. Dazu war es das schönste unter den ganzen Geschwistern. Ich habe die gut gekannt, das war wirklich eine Puppe.

Die wurde plötzlich krank. Kein Arzt wußte, was ihm fehlte. Es wurde kränker und kränker und kam deshalb schon vorzeitig zur hl. Kommunion. Von seinen Taufpaten bekam es zur Kommunion eine Uhr geschenkt, und schon nach kurzer Zeit konnte es die Stunden lesen, obwohl es erst kaum fünf Jahre alt war. Und jeden Morgen um sechs blieb diese Uhr, wenngleich sie gerade aufgezogen wurde, stehen. Und dann wurde das Kind schwächer und schwächer.

Da ist jemand gekommen und sagte: „Das Kind hat keine natürliche Krankheit. Untersucht doch mal das Bett, ob sich in den Federn nicht ein Kranz, eine Rose oder eine Taube, alles aus Federn, gebildet hat. Dieses muß mit Wursteband zusammengebunden sein, wenn man es findet. Werft ihr es ins Feuer, dann muß die Hexe sterben. Wenn ihr es aber in kochendes Wasser werft, muß die Hexe binnen zwei Stunden auf der Bildfläche erscheinen.“ Sie brauchten nicht lange zu suchen, da fanden sie im Kopfkissen des Kindes einen Kranz, wie beschrieben, fast fertig. Das Wursteband hatte sich schon geschlossen zum Kranz, es fehlten nur noch ein paar Federn. Jetzt war es zur Heilung schon zu spät, weil das Wursteband schon zu war. Das Kind mußte daran sterben, und zwar des Morgens um sechs Uhr, also zu genau der Zeit, als seine Uhr immer stehengeblieben war.

Die Eltern haben aber trotzdem noch den Kranz, wie ihnen geraten wurde, in kochendes Wasser auf den Ofen gestellt. Türen und Fenster mußten verriegelt sein, und kein Familienmitglied durfte außer Hauses sein. Als nun das Wasser kochte, kam eine Frau aus dem Dorf fast angekrochen und rief durch das Fenster: „Stellt um Gottes Willen den Topf vom Ofen! Mir sitzen tausend Teufel im Nacken zu hacken. Ich habe es getan. Ich habe es von meiner Mutter, als sie auf dem Sterbebett lag, übernehmen müssen, weil von dieser der Fluch genommen werden mußte, den auch ich wieder weitergeben muß, wenn ich nicht verdammt werden will. Während ich mit diesem Fluch behaftet bin, muß ich einmal einen unschuldigen Menschen opfern.“ Dann sagte sie noch: „Euer Kind ist selig geworden.“

Dann der von der Sage nicht zu trennende Schlußsatz:

Das Kind habe ich selbst mit zu Grabe getragen. Den Kranz habe ich gesehen, wie er ganz zerfleddert aus dem Wasser geholt wurde. Die Frau lebt heute noch. Als ich sie neulich im Ceka traf, lief mir ein Schauer über den Rücken. Sie trägt sehr unter ihrer Last und geht sehr gebückt und ist sehr vergrämt. Sie wollte mir die Hand geben, aber ich dachte: „Nee, du olle Hex, dir geb ich nich die Hand.“

Der Hinweis auf einen Kranz oder andere Figuren aus Federn durch eine außenstehende Person, die Entdeckung solcher Gebilde im Bett des Kranken und das Zitieren der Hexe gehören zur festen Substanz der Sage, die

in mehreren Varianten von Strackerjan aufgezeichnet wurde⁸. Auch das Motiv von der Vererbung des Hexens ist für das Saterland überliefert⁹. Die hier vorliegende Fassung gibt einen lückenlosen Ablauf des Geschehens und flicht noch zusätzlich Randmotive und Erklärungen ein. Die Erzählerin verbürgt sich für die Wahrheit ihrer Geschichte mit persönlichen Erlebnisberichten von unmittelbarer Überzeugungskraft.

Mit zwei weiteren Hexengeschichten soll nun eine noch junge Erzählerin zu Wort kommen¹⁰. Was sie selbst von diesen und anderen Berichten, die sie zu Hause gehört hat, hält, gibt sie nur indirekt zu verstehen. Wenn im Familienkreise von ‚übernatürlichen Kräften‘ geredet werde, bringe die Mutter solche Dinge als Beweismaterial ins Gespräch. Ein Jesuitenpater in Cloppenburg habe noch vor kurzem zur Vorsicht gemahnt und erklärt, daß die üblen Mächte nach wie vor existierten, daß sich unsere Zeit und die alte Zeit in dieser Hinsicht in nichts unterschieden. Nur seien die meisten Menschen für übernatürliche Dinge blind geworden. Über eine Nachbarin fällt die Bemerkung: „Sie war immer neidisch auf uns. Als wir unser Haus gebaut hatten, sagte sie: ‚Wenn es noch eine Gerechtigkeit gibt auf Erden, dann werde ich einmal in eurem Haus wohnen, und ihr könnt in meine Hütte ziehen!‘ Jedesmal, wenn diese Frau um unser Haus schleicht, fühlen wir uns richtig unsicher.“ Diese Frau ist nicht identisch mit der Hexe in der folgenden Erzählung:

Das war meine Großmutter. Und zwar hatte die eine Schafherde, und während der Zeit — es war Winter —, als sie in den Stall mußten, starben fast täglich zwei oder drei Schafe. Sie fielen tot um und blieben mit den Füßen und mit dem Kopf in Richtung Tor liegen. Das geschah immer nach Besuch einer gewissen Person, einer Nachbarsfrau. Und zwar war das Gehöft meiner Großeltern ziemlich reich begütert. Die Nachbarsfrau war es weniger. Und somit hatte sie einen unwahrscheinlichen Neid und Haß auf meine Großmutter. Diese Geschichte erzählte mein Großvater einem Freund, der katholischer Pfarrer war, und dieser nahm die Holzstifte aus dem Balken am Tor heraus und hat dort etwas versteckt, aber was, weiß ich auch nicht. Seit Tag und Stunde konnte diese Frau den Schafstall nicht mehr betreten. Somit hörte das Schafsterben auf.

Dieselbe Frau hat sich von meiner Großmutter immer etwas geliehen. Entweder eine Tasse Zucker oder eine Tasse Erbsen usw. Und jedesmal, wenn dies geschehen war, kriegte meine Mutter einen Erstickenfallsanfall in der Nacht. Der Pastor gab ihr den Rat, dieser Frau nichts mehr zu leihen, und die Frau wurde, als mein Großvater ihre Bitte, ihr etwas zu leihen, abwies, krank.

Von Mahnungen, nichts an Hexen auszuleihen, oder umgekehrt vom Versuch der Hexen, sich etwas zu leihen, um den betroffenen Menschen in ihre Gewalt zu bekommen, berichtet Strackerjan ausführlich¹¹.

Unter die Hexen dürfte auch die alte Frau der folgenden Erzählung einzureihen sein:

Eine Frau hat Eulen im Gehege gehabt und Meerschweinchen, viele Katzen, und sammelte Kräuter und verkaufte diese in Oldenburg auf dem Markt.

Jetzt haben die Kinder sie geärgert, und da hat sie einem Jungen eine Ohrfeige gegeben, und der kriegte von da an eine so dicke Backe, und die ist erst zurückgegangen, als er sich bei dieser alten Frau entschuldigte.

Um sich an dieser Frau zu rächen, haben die Jungen eine Forke in einen Maulwurfshügel gestoßen und einen Maulwurf damit aufgespießt. Die Frau gebär-

dete sich wie wahnsinnig und schrie fast in demselben Ton wie dieser Maulwurf auch. Nachdem der Maulwurf tot war, wurde die Frau wieder ruhiger.



Tierspuk. Drei der von Frau P. erzählten Sagen berichten von spukhaften Tieren.

Der Wüterich, ein noch heute in Scharrel lebender Mann, der so genannt wird, weil er leicht erregbar ist, war in allen möglichen Vereinen vertreten und kam immer spätabends nach Hause, worüber seine Frau sehr verärgert war. Auf dem Heimweg mußte er über eine schmale Brücke, die auch sehr holperig war. Kurz vor dieser Brücke lief plötzlich eine Katze neben ihm, als er sich umdrehte, und er rief aus: „Pus, Pus, dat is doch use Pus!“ Da sagte die Katze: „Is jau Pus denn ok in Hus?“ Nun hatte er auch vorher das Licht unter der Brücke gesehen, das schon oft vorher dort gesehen wurde, wie es sich hin und her bewegte, und das als Vorzeichen galt, daß hier mal einer ertrinken würde, der dann mit diesem Licht gesucht werden sollte. Als die Katze ihn nun angesprochen hatte, glaubte er, daß er wohl derjenige wäre, für den das Licht schon lange Jahre dort gebrannt und sich bewegt hatte. Da saß ihm die Angst im Nacken, und er lief so schnell ihn die Beine tragen konnten nach Hause.

Nach einiger Zeit glaubte er, daß die Katze sein Schutzengel gewesen sein müßte, die ihn gewarnt hätte. Mein Vater glaubte aber, daß es der Teufel sei.

Die letztere Version ist vermutlich die ältere. Das Motiv vom Tod voraus-kündenden Licht unter der Brücke müßte dann Bestandteil einer ursprünglich selbständigen Sage gewesen sein. Man vermißt hier einen dritten Erklärungsversuch, daß nämlich die Ehefrau des nächtlichen Wanderers, die, wie die Sage einleitend berichtet, über sein spätes Heimkehren „sehr verärgert war“, hinter der Spukgestalt steckte.

Ein anderes Spukerlebnis widerfuhr dem Großvater meiner Erzählerin. Mein Großvater ist von Gehlenberg gekommen, spätabends, weil er als Gemeindevorsteher damals viele Wege zuzufuß machen mußte und das immer so einzurichten wußte, daß er abends bei den Leuten noch länger sitzen konnte und klönen. Meine Großmutter hatte ihm darüber schon oft Vorwürfe gemacht, daß er abends zu Hause bleiben sollte.

Er mußte auf dem Heimwege an zwei Gastwirtschaften vorbei, wo er natürlich nicht vorbeiging, sondern auch herein. Gerade wollte er bei der Gastwirtschaft einbiegen, als an der gleichen Seite ein Schaf neben ihm auftauchte. Dieses Schaf wurde länger und länger, blieb hinten stehen, und mit den Vorderpfoten lief es weiter bis nach Hause. Es ist nicht mehr neben ihm weggegangen. Kurz vor seiner Haustür war's verschwunden. Schweißgebadet und blaß riegelte mein Großvater die Haustür hinter sich zu. Die Großmutter hat zuerst gelacht; aber als sie gesehen hat, welche Angst ihr Mann stundenlang danach noch hatte, da hat sie's ihm geglaubt. Meine Mutter hat mir das erzählt, und die hat bestimmt nicht gesponnen.

Nach Parallelen zu dieser und der in der folgenden Sage geschilderten Spukgestalt habe ich bei Strackerjan vergeblich gesucht.

Das war an einem Wintertag. Wir waren Kinder im dritten und vierten Schuljahr, und es war mitten im Winter. Die Jungs in der obersten Klasse hatten sich einen besonderen Streich ausgedacht, wie sie den Lehrer ärgern könnten. Dieser Lehrer war auch als Prügler bekannt und deshalb sehr unbeliebt. Nun hatten die Jungs aus ihren Heften ein Blatt herausgenommen, in sehr viele kleine Schnitzel zerrissen und das im Mund mit Speichel zerkaut. Wenn sie nun diesen

Pfropfen zurechtgekaut hatten und an die Zimmerdecke geworfen hatten, blieb der dort oben hängen. Aber unser Nachbarssohn hatte in diesem Moment nicht geschmissen. Der Lehrer aber glaubte, daß er's gewesen wär, und ohne weiter zu fragen verprügelte er den Jungen derart, daß er, als er freikam, zur Tür heraus und gleich nach Hause lief.

Am Nachmittag, als wir unsere Schularbeiten machten, kam sein Vater zu uns und wollte den ganzen Hergang erfahren — ich war Mitschülerin des Jungen. Wir aber freuten uns, daß der Junge seine Tracht Prügel bezogen hatte, wenn er auch unschuldig war, weil er ein großer Rüpel auf dem Nachhauseweg war. Mein Vater war in dem Moment nicht zu Hause. Da sagte meine Mutter: „Ihr könnt euch heute abend genug darüber unterhalten, weil ihr ja doch den Skatabend habt.“ Als mein Vater sich am Abend die Geschichte anhörte und glaubte, daß der Junge des Nachbarn die Tracht Prügel zu Unrecht bekommen hatte, hat er in seiner Wut gesagt: „Wenn der Lehrer Korfhage meinen Sohn unschuldig derart verhaufen hätte, würde ich ihn in drei Stücke reißen, und wenn er der leibhaftige Teufel wär!“

Wie's so geht, an Skatabenden wird es meistens spät. Und als mein Vater sich auf den Rückweg machte, war heller Vollmond, so daß er das Licht an seinem Fahrrad nicht anmachen brauchte. Nach kaum zweihundert Metern kam plötzlich wie aus dem Erdboden ein großer schwarzer Hund neben ihn. Einen solchen Hund hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen: mit weißen, funkelnden Augen, fletschenden Zähnen und einer glühendroten Zunge. So hat uns das unser Vater erzählt, davon ist er sein Leben lang nicht abgegangen. Nach hundert Metern wurde das Hinterteil des Hundes durchsichtig und fiel ab. Nach weiteren hundert Metern fiel auch der Rumpf ab. Die Vorderbeine und der Kopf liefen noch hundert Meter weiter, und dann war auch das verschwunden. Als mein Vater endlich zu Hause war, hatte er dicke Angsttropfen auf der Stirn und war kaum fähig zu gehen. Daraufhin mußte er zwei Tage das Bett hüten. Als er wieder aufstehen konnte, sagte er zu uns Kindern: „Ik segge jau Kinner, ropet den Deuvel nich, hei kump!“¹²



Wiedergänger. Mehrere Sagen berichten von den beiden Weltkriegen. Eine Wiedergängersage, die Frau P. von ihrer Schwiegermutter gehört hat¹³, wird mit einem Wegekreuz im Wallfahrtsort Bethen, bei Cloppenburg, in Verbindung gebracht und in die Zeit des Ersten Weltkrieges verlegt.

In einem benachbarten Wallfahrtsort steht noch heute unweit der Kirche ein Wegekreuz. Mit diesem Kreuz hat es seine besondere Bewandtnis. Das Wegekreuz steht vor einem Bauernhof. Vor vielen Jahren hatte der Bauer ein Gelübde gemacht, daß, wenn sein Sohn aus dem Ersten Weltkrieg nach Hause kommt, er vor seinem Hof als Dank an den Herrgott ein großes Kreuz errichten will. Der Sohn kam gesund aus dem Krieg zurück, und wie es so geht — der Bauer vergaß sein Gelübde.

Als er nach Jahren starb, sahen die Nachbarn abends an einer bestimmten Stelle vor seinem Hof einen Mann ohne Kopf, aber keiner wollte so richtig daran glauben. Die Geschichte verbreitete sich und wurde zum Tagesgespräch. Bis ein beherzter Mann sich zu dieser Erscheinung wagte und nach seinem Begehre fragte. Er bekam dann die Antwort: „Richtet an dieser Stelle ein Kreuz. Ich hatte es gelobt und im Leben nicht mehr geschafft. Dann werde ich meine Ruhe haben.“ Nachdem das Kreuz errichtet wurde, war der Spuk verschwunden.

Das Kreuz trägt die Inschrift ‚Der Herr hat Deine Schuld getragen, Dein Kreuz wird Dich zum Himmel tragen. Zum Andenken an die Familie Kläne‘. Darunter befinden sich in den grauen Stein eingemeißelt Namen, Geburts-



und Sterbedaten der Familienmitglieder, an erster Stelle die des Bauern, von dem die Sage berichtet, und die seines einzigen Sohnes: Heinrich Kläne, 1845—1921; Gerhard Kläne, 1876—1918. Nach Auskunft eines Enkels (Menke), der heute den Hof besitzt, hatte sich Heinrich Kläne zwar schon lange mit dem Gedanken getragen, ein Wegekreuz auf sein Grundstück zu setzen, das habe aber mit der Wiederkehr seines Sohnes aus dem Kriege nichts zu tun gehabt. Dieser Sohn Gerhard starb, ledig, 1918 während eines Urlaubs zu Hause an Lungenentzündung; hier irrt also die Sage. Die Mutter starb im gleichen Jahr, der Vater drei Jahre später. Eine Tochter, die Mutter des jetzigen Besitzers, war schon 1907 gestorben und hatte vier Kinder hinterlassen. Der Vater sei nicht mehr dazu gekommen, das Kreuz zu setzen. Seine Enkel hätten das aber schon 1922, ein Jahr nach seinem Tode, nachgeholt. Die Sage ist heute noch in Bethen bekannt¹⁴. Menke schüttelt den Kopf: „Gefährlicher Blödsinn!“ Damals, als sein Großvater gestorben sei, habe er schon von dieser Geschichte gehört. „Man nennt das ja hier ‚Wiedergehen‘“. Er selbst sei an dieser Stelle nachts auf und ab gegangen, „denn wenn der wirklich mit einem sprechen wollte, dann doch am ersten mit mir. Aber es kam nichts“. Ihm sei die Sache heute wohl einleuchtend. „In den Jahren ist ja das elektrische Licht in diese Gegend gekommen, ich kann mir schon denken, daß da irgendeine alte Frau einen Lichtschein gesehen hat, und als sie da vorbeikam, hat sie's mit der Angst gekriegt, und dann wurde so etwas erzählt.“



Krieg. Eine andere Sage aus der Zeit des Ersten Weltkriegs erzählte mir Fräulein P. Der Text zeichnet sich durch seine klare Dreigliedrigkeit und äußerste Beschränkung auf das Wesentliche aus¹⁵.

Meine Mutter hat mir das erzählt, und sie hat es schon von ihrer Mutter. Es ist während des Ersten Weltkrieges eine Frau gewesen, die hatte nur einen Sohn. Und als der in den Krieg eingezogen wurde, gab sie ihm einen Rat mit auf den Weg und zwar, wenn er in Not wäre, solle er sie rufen und sie wäre bei ihm. Eines Nachts fand ihr Mann sie völlig angekleidet mit Mantel, Hut und Schuhen im Bett. Die Frau lag im Bett wie tot und sprach nur vor sich her: „Ist ja gut, mein Junge, ich bin ja bei dir.“

Am anderen Morgen wachte die Frau auf und ging zu ihrer Handtasche und holte aus dieser ein völlig blutdurchtränktes Taschentuch. Sie zeigte es ihrem Mann und sagte: „Unser Sohn ist in Rußland gefallen, er ist in meinen Armen gestorben.“

Eine recht moderne Sage, besonders mit ihrem beweisführenden Schlußteil, obwohl der Mittelteil ein traditionelles Motiv aufgreift. Es erinnert an die nächtlichen Ausritte der Nachtmahr, die gleichzeitig ‚wie tot‘ zu Hause im Bett liegt.

Die Stadt Friesoythe ist im Zweiten Weltkrieg fast ganz zerstört worden. Die Erinnerung an den damaligen Stadtschreiber Wreesmann ist bis heute, mehr als zwanzig Jahre nach seinem Tod, wach geblieben. Die Beschreibungen karikieren ihn als kleines, dürres Männchen mit langer Nase, langen, beim Gehen ‚rundernden‘ Armen und großen Füßen, die in noch größeren Schuhen steckten. So sah man ihn oft, vornüber gebeugt, stets mit einer Schreibfeder hinterm Ohr und mit Akten beladen durch die Straßen eilen.

Der ‚Vierfuß‘ konnte jeden Brand im Ort voraussagen und prophezeite auch den großen Brand von Friesoythe, bei dem neunzig v. H. aller Häuser vernichtet wurden: Nach dem Brand werde man von der Treppe des Krankenhauses bis zum Amtsgebäude ungehindert hinübersehen können¹⁶.

Ein Bürger der Stadt Friesoythe namens Wreesmann hatte das Zweite Gesicht. Wenn er durch die Stadt ging und vor einem Haus einen Augenblick verweilte, so waren die Leute in Angst und Bangen. Entweder wurde aus diesem Haus bald ein Toter getragen, oder es war eine Hochzeitskutsche. Eines von beiden konnte der Mann immer im Voraus sehen. Er war sehr wortkarg und ließ sich auch ungern ansprechen. Das Einzige, was er einmal gesagt hat, ist: „Wenn ik ne likenfolge seie, dat kan man noch ankiken, aover dat janhaogel (sonst gebraucht für ‚Gesindel‘), wat dao achtern hertreckt un draover sweft, kan ik nich sein, dao mot ik wegkiken.“

Schon Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg hat er einmal gesagt: „Es werden fremde Krieger in Friesoythe einfallen, und die ganze Stadt wird im Feuer untergehen. Die Leute müssen, um ihr Hab und Gut zu retten, nach Meerenkamp rausfliehen, da passiert ihnen nichts. Die nach der anderen Seite laufen, behalten nichts und kommen teilweise noch um. Was sie noch haben, wird ihnen von den fremden Kriegern noch abgenommen.“

So ist dann auch der Zweite Weltkrieg zuende gegangen, und in Friesoythe hatten sich die deutschen Soldaten noch einmal zur Wehr gesetzt. So kam es dann, daß Friesoythe ein Feuerbrand wurde. Kein Stein blieb auf dem anderen. Die ganze Stadt ist kaputtgegangen. Nach Meerenkamp sind die Horden nicht gekommen, die Leute blieben dort verschont.

Das ist auch eine wahre Geschichte. Die hat mir noch die Tage Thien Oma erzählt. Die ist ja aus Friesoythe.

Frau Thien war 85 Jahre alt, als sie Wreesmanns Geschichte erzählte; meine älteste Erzählerin war 96, die jüngste 24 Jahre alt. Das Durchschnittsalter meiner sieben Gewährspersonen liegt bei knapp über 64 Jahren. Ist das Tradieren der Sage eine Sache der älteren Generation — geworden? Kann man das Verschwinden der Sage ähnlich wie den Untergang der letzten Trachten heute vorausberechnen? Zweifellos wird eine jüngere Generation, wenn sie sich der Sage annimmt, eine gewisse Auswahl treffen. Die Erzählungen meiner jüngsten Gewährsperson deuten schon in eine bestimmte Richtung. Es sind eigentlich nur noch wortkarge Mitteilungen aus dem täglichen Leben, die sich in den Vordergrund schieben, darunter auffallend viele Erzählungen von Krankenheilungen, von denen im nächsten Band dieses Jahrbuchs berichtet werden wird. Es wandelt sich auch die Sprache. Sie wird noch straffer, fast im Protokollstil gehalten. Die Haltung des Erzählers scheint weitgehend die eines Unbeteiligten zu sein. Distanzierungsformeln werden in den Text eingestreut: „. . . und hat dort etwas versteckt, aber was, weiß ich auch nicht“; „. . . dann geht er wohl weg, dieser H., geht woanders hin, und was er da macht, weiß ich nicht“. Im Grunde tut dieser nüchtern bis leicht skeptische Unterton der Sage keinen Abbruch; auf dieses Ferment ist sie sogar und war sie schon immer angewiesen.

Anmerkungen

- 1) Frau Käthe P., 48 Jahre alt; geb. in Scharrel (Saterland). Ihr Vater war Landwirt in Scharrel, ihr Großvater väterlicherseits ebenfalls Landwirt und längere Zeit Bürgermeister in Scharrel. Ihre Mutter stammt aus dem Hümmling. Die meisten Sagen hat sie von ihrem Vater gehört, die Irrlichtersage von ihrer Mutter.



- 2) Erzählt von Frau Käthe P. im Juli 1971. Sie ist auch die Erzählerin aller folgenden Sagen, die nicht mit einer Anmerkung versehen sind.
- 3) Ludwig Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. Zweite erweiterte Auflage hrsg. von Karl Willloh. Oldenburg: Stalling 1909 (1. Aufl. Oldenburg 1867), S. 364—366.
- 4) Strackerjan fügt an seinen Text die Bemerkung: „Vorstehende Aufzeichnung ist 1846 niedergeschrieben, verlegt also den Vorfall etwa in das Jahr 1776. Eine im Wesentlichen übereinstimmende Aufzeichnung vom Jahre 1863 sagt, er sei vor etwa 60 Jahren geschehen, verlegt ihn also etwa in das Jahr 1803“.
- 5) Eine Variante, die mir vor mehreren Jahren von einer Gewährsperson aus Kleinenging bei Lindern, Kr. Cloppenburg, erzählt wurde, verlegt den Vorfall in eine Mühle.
- 6) Gottfried Henssen, Volk erzählt. Münsterländische Sagen, Märchen und Schwänke. Münster: Aschendorff 1935. S. 56 f. Anmerkungen S. 371, Nr. 23.
- 7) Strackerjan, Aberglaube, Bd. I, S. 357 f.
- 8) Ebd., S. 381 f.
- 9) Ebd., S. 367.
- 10) Fräulein Elisabeth P., geb. 1947 in Bösel bei Cloppenburg. Die folgende Sage hat sie von ihrer Mutter gehört, die aus Altenoythe, bei Friesoythe, stammt. Aufgezeichnet im Juli 1971.
- 11) Strackerjan, Aberglaube, Bd. I, S. 376.
- 12) Nur entfernt vergleichbar ist eine Sagengestalt bei Strackerjan, Bd. I, S. 288: Hinter einem großen Meilenstein an einer Chaussee erscheint eines Abends ein Mann zunächst nur mit den Füßen, dann stückweise von unten nach oben an den nächsten Abenden mit den übrigen Körperteilen und verschwindet auf die gleiche Weise.
- 13) Frau Maria P., geb. 1896 in Cloppenburg, dort auch aufgewachsen.
- 14) Witwe August K.-E., Bethen bei Cloppenburg, 96 Jahre alt, bestätigte: „Daß da mal nachts einer gekommen ist, weiß ich, das haben hier die Leute erzählt“. August 1971.
- 15) Die Sage stammt aus Altenoythe.
- 16) Nach einem Bericht von Herrn Rektor Joseph H., Friesoythe. Erzählerin der Sage ist Frau Käthe P.



Der „Pestschinken“ von Friesoythe, über Jahrzehnte verwahrt von Didi Windberg
Foto P. Bahlmann

Nachrichten zum Brauchtum Südoldenburgs

in Archivalien des Jahres 1785

VON THEODOR KOHLMANN

Im vorigen Jahrgang des Jahrbuches für das Oldenburger Münsterland hat Ernst Helmut Segschneider in seinem Beitrag „Totenhochzeit und Totenkrone“ berichtet, daß nach dem Material des Atlas der deutschen Volkskunde in Langförden, Elsten und Bakum bis um 1870 bzw. bis um 1914 beim Ledigenbegräbnis eine Totenkrone auf den Sarg gelegt, dem Sarg vorangetragen oder hinter ihm hergetragen wurde. Nach der Beerdigung wurden die Totenkronen in der Kirche aufgehängt, wie es etwa auch der Dichter Karl Immermann in seinem „Oberhof“ (1838/39), der Erzählung vom Hof eines westfälischen Dorfschulzen, erwähnt. In dieser Erzählung wurden die Totenkronen aus Flittern und glänzenden Ringen an den Pfeilern einer Dorfkirche befestigt.

Ernst Helmut Segschneider führt für die Zeit vor 1800 die Quellenkategorie „Verordnungstexte“ an, die Belege für das Brauchtum der Totenkrone liefern. Im Zusammenhang mit derartigen behördlichen Verboten, die zumeist in gedruckten Sammlungen vorliegen, sind aber auch Verwaltungsakten entstanden, die zum größten Teil noch unausgewertet in den Magazinen der Archive lagern. Die Akten vermitteln aber häufig ein anschaulicheres und unmittelbareres Bild von den tatsächlichen Verhältnissen als die Verordnungen.

Zu unserem Thema kann eine Akte im Staatsarchiv Oldenburg¹⁾ herangezogen werden. Sie befaßt sich u. a. mit „Mißbräuchen“ bei Beerdigungen, Hochzeiten und Kindtaufen. Bezeichnend ist, daß viele Brauchtümliche Vorgänge, deren Verschwinden seit den Zeiten der Romantik bedauert wird, im aufklärerischen 18. Jahrhundert heftig bekämpft wurden, häufig — wie wir sehen werden — zu Recht.

Am 19. April 1785 setzte die münstersche Regierung unter Maximilian Franz, Erzbischof zu Köln, Bischof zu Münster usw., das folgende Schreiben auf: „Da Uns die Anzeige geschehen ist, daß bey Sterbfällen verschiedentlich im Lande Misbräuche vorgehen sollen, zum Beispiel, daß in dem Zimmer — wo der Verstorbene, besonders, wenn es ein Unverheyratheter ist, liegt — die jungen Leuthe sich versammeln, Kränze fertigen und dabey bis in die späte Nacht essen und trinken; so habet ihr Uns in Zeit eines Monats gehorsamst zu berichten, ob in dem euch gnädigst anvertrauten Amte solche oder ähnliche Misbräuche dabey oder bey Hochzeiten, Kindtaufen und anderen derley Vorfällen vorgehen, die mit Nutzen abgeschafft werden könnten; wobey ihr dann vorzüglich darauf zu sehen habet, ob überflüßige Tractamente der Nachbarn und dergleichen — welche beim Verleuten oder nach der Begräbniß hin und wieder gewöhnlich sind — dort geschehen.“ Adressiert war das Schreiben an „Unsern Herrn Drost und Renthmeisteren Amts Vechte lieben Getreuen Clement August Freyherrn v. Galen und

